



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Katholisch und Römisch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Katholisch und Römisch

Doufston Stewart Chamberlain tritt im Vorwort der vierten Auflage seiner „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ mit einer weiteren Erörterung für den in seinem Werke ausgeführten Satz ein, daß zwischen „Katholisch“ und „Römisch“ zu unterscheiden sei, daß diese Unterscheidung in den Gemütern vieler Millionen Katholiken tatsächlich — wenn auch vielfach unbewußt — vorhanden und geradezu grundlegend sei für alles Verständnis der Vergangenheit und der Gegenwart, besonders aber für jede Anbahnung einer des Zieles bewußten Beeinflussung der Zukunft. Rom allerdings und seine Parteigänger legten großen Wert darauf, das klare Bewußtsein dieser Unterscheidung nicht aufkommen zu lassen, zumal gegenwärtig, wo das rein politische „Römische“ in angeblicher Wahrung der rein religiösen Interessen des „Katholischen“ die ganze zivilisierte Welt aufrühre und in allen Ländern und Ständen Beunruhigung verbreite. Noch im Jahre 1870 habe die Mehrzahl der deutschen Bischöfe „katholisch“ gestimmt gegen das römische Programm und sich erst unter dem Druck einer moralischen Folter unterworfen. Aber es sei noch nicht gelungen, das Heer der Weltpriester in demselben Maße wie die Bischöfe zu unterwerfen und zu blind gehorsamen Agenten der Generalgewalt umzumodeln. Als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks aber wende Rom jetzt die Überflutung der Welt mit Orden an. Dadurch werde die nationale Weltgeistlichkeit nach und nach ausgeschaltet, und so würden allerdings mit der Zeit „Katholisch“ und „Römisch“ identische Begriffe. Denn jedes Ordensmitglied sei ein Soldat Roms, sein Vaterland sei ausschließlich die Kirche; jede Ordensniederlassung sei eine gegen den Staat aufgerichtete politische Agentur, und so erlebten wir heute nicht nur einen Kampf Roms gegen den Protestantismus, sondern die geradlinige Fortsetzung des Kampfes Roms gegen den Katholizismus, der sofort begonnen habe, als die Jesuiten die Macht ergriffen hätten.

Chamberlain hat, wie er versichert, jede Gelegenheit benutzt, mit Katholiken über diese Dinge zu reden, und wie es scheint, auch manchmal mit alten Pfarrern gemütlich bei der Flasche Wein verkehrt. Aber auf diese Art konnte er den Katholizismus doch nur von außen her kennen lernen; die unbedingte und

absolute Konsequenz, die dieses Religionsystem verlangt, ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen und für ihn als Protestanten überhaupt schwer begreiflich. Es gibt ohne Zweifel eine wesentlich politische römische Doktrin, die zwar mit der katholischen Religionslehre zusammenhängt, aber doch keine Glaubenssätze enthält, sodaß auch der strenggläubige Katholik nicht genötigt ist, sich ihren Grundsätzen anzuschließen und ihnen gemäß zu handeln. Dagegen fällt „katholisch“ und „römisch“ vollständig zusammen, wenn irgend ein von der römisch-katholischen Kirche ausdrücklich aufgestelltes Dogma in Frage kommt. Hier besteht absoluter Glaubenszwang, und wer auch nur in einem nebensächlichen Punkte von der Kirchenlehre abweicht, ist tatsächlich nicht mehr wirklicher Katholik. Darum ist auch das von Chamberlain angeführte Beispiel Pascals wenig stichhaltig. Denn Pascal war Jansenist, er trennte sich von Rom nicht in einer politischen, sondern in einer rein dogmatischen Frage der Gnadenlehre, im Sinne eines starren Rigorismus, dem gegenüber die römisch-katholische Lehre als die mildere Auffassung erscheint, und seine Polemik gegen die Jesuiten war zunächst durch seine jansenistischen Ansichten veranlaßt.

Ebenso verkennt Chamberlain das Wesen des Katholizismus bei der Art, wie er von „Katholiken“ redet, die nicht „rechtgläubig“ seien. Gewiß gibt es deren eine große Zahl, wenn es auch vielleicht zu viel gesagt ist, daß die rechtgläubigen unter den gebildeten Katholiken nur eine verschwindend kleine Minorität seien. Aber Chamberlain ist jedenfalls nicht berechtigt zu sagen, daß die nicht rechtgläubigen katholisch und nicht römisch seien. Ein nicht rechtgläubiger Katholik ist aber prinzipiell überhaupt kein Katholik. Es gibt ohne Zweifel viele, die sich dieses Widerspruchs gar nicht bewußt sind. Sie wissen gar nicht, auf welche Dogmen sie verpflichtet sind, stellen darüber auch keine Untersuchungen an, und so bewegen sie sich in einem ähnlichen Kreise der Denkfreiheit wie die Protestanten. Die Kirche verfährt solchen unsichern Mitgliedern gegenüber heutzutage mit großer Nachsicht; sie wünscht nicht, daß es auch äußerlich zu einem Bruch mit ihnen komme, und sie hofft, daß die Verirrten in articulo mortis reuig zu ihr zurückkehren, was auch sehr häufig der Fall ist. Dennoch aber sind diese Freidenker nicht nach römischen, sondern nach den wirklich katholischen Grundsätzen als Schismatiker oder Kezer zu betrachten.

Die große Masse der deutschen Katholiken ist aber streng rechtgläubig, sei es mit einer selbst gebildeten Überzeugung, sei es unter dem Einfluß der Erziehung und einer ohne weitere Prüfung übernommenen Tradition. Das wird einfach durch die Zahl der Zentrumswähler bewiesen, und außerdem ist auch ein großer Teil der Frauen der liberalen Katholiken hierher zu rechnen. Auch wäre es, wenn Chamberlain die Lage richtig beurteilte, schwer zu begreifen, daß der Altkatholizismus unter den deutschen Katholiken so außerordentlich wenig Widerhall gefunden hat. Möchten sich die Bischöfe auch der Papstallmacht unterwerfen, warum haben nicht einige tausend Geistliche und eine Million Laien den römischen Beschlüssen aktiven Widerstand geleistet, wenn die Mehrheit der Katholiken im Sinne Chamberlains „katholisch“ war? Aber es regte sich nur eine ganz kleine Minorität von wissenschaftlich gebildeten Katho-

liken, die zugleich an ihrer Rechtgläubigkeit im bisherigen Sinne festhalten wollten. Die liberalen Katholiken standen dem neuen Dogma ebenso indifferent gegenüber wie den alten; die große Mehrheit aber nahm es an ohne Rücksicht auf seine kirchenpolitische Bedeutung, als einen vom kirchlichen Lehramt nunmehr definierten religiösen und jetzt obligatorischen Glaubenssatz, der übrigens auch schon früher längst als die „frömmere Meinung“ gegolten hatte. Das Bedürfnis der strengen Einheit und Festigkeit der Glaubenslehre steht bei den gläubigen Katholiken allem andern voran. Man hat die Empfindung, daß das ganze Gebäude zusammenstürzen werde, wenn man auch nur einen einzigen Stein herausnimmt. Rom aber ist der Träger dieser Glaubenseinheit, und dadurch erlangt es seine ungeheure Macht über die Gemüter seiner Gläubigen nicht nur in religiösen Dingen, sondern in allen Lebensverhältnissen. Eine scharfe Grenze zwischen den politisch-kirchlichen und den religiös-kirchlichen Interessen läßt sich ja niemals ziehen. Freie Ernennung der Bischöfe durch den Papst, volle Bewegungsfreiheit für die geistlichen Orden, Herrschaft der Kirche über die Schule, womöglich auch über die Universitäten, kirchliche Zensur, geistliche Ehegerichtsbarkeit — das sind vom Standpunkt des Staates politische Forderungen, aber ein frommer Katholik wird sie auch in dem nach seiner Art aufgefaßten religiösen Interesse gerechtfertigt finden. Unter den leitenden Persönlichkeiten in Rom mögen manche sein, bei denen der politische Geist den religiösen überwiegt, aber wenn Chamberlain behauptet, daß Rom eine durchaus unreligiöse Gewalt sei, „die den religiösen Wahn nur großzieht, um ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen,“ so wird jeder wirkliche Katholik diesen Satz zurückweisen, und es ist auch schwer, ihn mit dem zu vereinbaren, was Chamberlain von der Selbstlosigkeit und der Sittenreinheit der führenden Männer der römischen Politik sagt. Jedenfalls wirkt Rom auf die vielen Millionen Katholiken, die seiner Stimme folgen, nur durch die Vermittlung ihrer religiösen Anschauungen ein. Die Organe dieser Vermittlung aber sind keineswegs, wie Chamberlain meint, vorzugsweise die Orden, sondern die Pfarrgeistlichen. In ihren Händen liegt ganz offenbar die Leitung des katholischen Parteilebens; sie stehen mit der Bevölkerung in dauerndem unmittelbarem Verkehr, nicht nur auf der Kanzel und im Beichtstuhl, sondern auch im Privatleben; sie gründen Vereine und reden in Versammlungen, sie leiten die katholische Arbeiterbewegung, redigieren Lokalblätter usw. In Deutschland gibt es seit zwanzig Jahren keine Jesuiten und verwandte Orden mehr, und die Tätigkeit der noch vorhandenen Orden ist sehr beschränkt und für das öffentliche politische Leben bedeutungslos; wenn gleichwohl die Macht der Zentrumspartei fester begründet ist als je, so hat sie dies dem unermüdlichen Eifer der Weltgeistlichkeit zu verdanken. Daß in deren Reihen die jüngern Geistlichen die wirksamsten treibenden Kräfte sind, liegt in der Natur der Sache; bei vielen ältern kommt allmählich das Ruhebedürfnis mehr und mehr zur Herrschaft, und so findet man namentlich auf dem Lande in nicht geringer Zahl die alten Pfarrer, deren Gemütlichkeit gepriesen wird, die aber in ihren Grundsätzen und Anschauungen dennoch meistens mit ihren jüngern, noch in der Front stehenden Konfratern übereinstimmen.

Was nun das kirchenpolitische Programm betrifft, dessen Hauptpunkte oben angedeutet worden sind, so ist es für die katholische Partei ein Ideal, dessen volle Erreichung sie wohl selbst nicht mehr erwartet, nachdem sich sogar in Oesterreich und unter der habsburgischen Dynastie die vollständige Durchführung des Konkordats, das dem letzten Ziele sehr nahe kam, als unmöglich erwiesen hat. Das Bekenntnis zu diesem Programm schließt aber an sich keineswegs nationales Empfinden und nationale Gesinnung aus. In Frankreich sind die Geistlichkeit und die klerikale Partei nach ihrem Denken und Fühlen zwar in ihrer Mehrheit nicht mehr gallikanisch, aber doch durch und durch nationalfranzösisch. In Oesterreich-Ungarn sind der ungarische und der slawische Klerus spezifisch national, ist der deutsche aber österreichisch gesinnt. Daß es dem letzten und der von ihm geführten Partei mehr oder weniger an dem eigentlich deutschen Nationalgefühl fehlt, kann ihm vom Standpunkt des österreichischen Staates nicht zum Vorwurf gemacht werden und hängt ohne Zweifel mit politischem Mißtrauen gegen das Deutsche Reich und Preußen zusammen.

Aber auch in Deutschland ist man nicht berechtigt, von der Zentrums- und ihren geistlichen Führern zu sagen, daß sie von undeutscher Gesinnung seien. Ebenso wenig kann die Loyalität der preußischen ultramontanen Katholiken ihrem Königshause gegenüber bestritten werden. Wohl aber besteht ein tief wurzelndes Mißtrauen gegen das preußische Regierungssystem, ein Mißtrauen, das namentlich aus einem zweimaligen Kulturkampf — der erste waren die „Kölner Wirren“ — seine Nahrung gezogen hat. Dieses System gilt als ein spezifisch protestantisches; man sieht darum in jeder unerwünschten Maßregel eine Betätigung protestantischen Mißwillens, und man ist empfindlich gegen Dinge, die man sich in katholischen Ländern ohne Schwierigkeiten gefallen läßt. Häufig wird diese Mißstimmung durch Veranlassungen von materiell geringer Bedeutung oder durch bürokratische Schroffheit gesteigert, wie sie andererseits durch konziliante Formen gemildert werden kann. Von der Herrschaft einer spezifisch katholischen Politik, wie sie z. B. in Frankreich bei einem Wechsel der regierenden Partei wenigstens denkbar ist, kann natürlich in Preußen, einem Staate mit überwiegend protestantischer Bevölkerung, nie die Rede sein; ein *modus vivendi* aber, gewissermaßen eine Vernunftthe zwischen dem Staat und der katholischen Partei mit voller Wahrung des staatlichen Standpunkts ist ohne Zweifel wünschenswert und auch erreichbar, wenn hinderliche Vorurteile auf beiden Seiten überwunden und Klagepunkte der Katholiken ohne Verletzung staatlicher Interessen beseitigt werden. Zu diesen Punkten, durch die die Katholiken — und auch solche, die im übrigen die Zentrumspolitik nicht mitmachen — ganz unnötigerweise und ohne Nutzen für den Staat gereizt werden, gehört zweifellos der Paragraph 2 des Jesuitengesetzes. Gerade weil er nur in seltenen Fällen zur Anwendung kommt, nimmt man umsomehr Anstoß an der Aufrechterhaltung des Prinzips, daß deutsche Staatsangehörige — und solche sind die in Frage kommenden Jesuiten — nach dem Belieben der Behörden aus jedem Orte ausgewiesen und anderswo interniert werden können. Das ist ein Ausnahmegesetz, dem nicht einmal Anarchisten unterworfen sind. Es richtet sich nicht gegen den Jesuitenorden — dieser bleibt in jedem Falle im

Deutschen Reich verboten —, sondern gegen den einzelnen deutschen Jesuiten, auch wenn er die unbescholtenste Persönlichkeit ist. Daß das Zentrum auch nach Abschaffung des Paragraphen 2 fortfahren wird, die Wiederzulassung des Ordens selbst zu verlangen, ist kein Grund, die Aufhebung dieser das katholische Rechtsgefühl verletzenden Ausnahmebestimmung zu verweigern. Über die schreckvollen Züge, in denen der Jesuitenorden in der protestantischen Phantasie ausgemalt wird, soll hier nichts gesagt werden. Richtig ist, daß er in besonderm Grade den internationalen Charakter trägt, den auch die übrigen Orden mehr oder weniger haben. Immerhin sind diese letzten mehr bodenständig, und soweit ihre Wirksamkeit nicht in Krankenpflege und Unterrichten aufgeht, mehr auf das innere religiöse Leben gerichtet; ihr kirchlich-politischer Einfluß auf die Bevölkerung aber kann nach dem oben gesagten mit dem der Pfarrgeistlichkeit nicht verglichen werden. Auch die Jesuitenmissionen waren nicht etwa politische Wahlfeldzüge, sondern sie hatten den Charakter von religiösen Revivals, die ihres großen äußern Erfolges wegen der Ortsgeistlichkeit oft unbequem waren. Überhaupt wirken Pfarrgeistliche und Ordensleute keineswegs immer in voller Einmütigkeit zusammen. Daß ein Gegensatz zwischen ihnen bestehen könne, wird zwar theoretisch nicht anerkannt, weil ein solcher dem Gebot der Selbstverleugnung und der Unterordnung aller persönlichen Gefühle unter die höhern Interessen der Kirche widerspricht. Aber schließlich sind auch die katholischen Pfarrer Menschen, und viele empfinden es tatsächlich unangenehm, wenn andre geistliche Einflüsse in die ihnen zustehende Sphäre eingreifen und sie in den Augen ihrer Gemeinde in die zweite Stelle drängen. Dagegen sträuben sich schon ihre deutschen Anschauungen von administrativer Ordnung, und so entsteht in den Kreisen der Weltgeistlichkeit, die im übrigen der römisch-katholischen Parteipolitik treue Gefolgschaft leisten, doch vielfach eine instinktive Reaktion, die nur zur Belebung und Stärkung ihrer deutsch-vaterländischen Gesinnung dienen kann.



Roon

Zu seinem hundertsten Geburtstage



n trinitate robur! In der großen Dreieit, die in der Zeit unsrer Einigungskämpfe Preußens und Deutschlands Stärke war: Bismarck, Moltke, Roon, ist der Kriegsminister in der Regel der zuletzt genannte, aber sein Anteil an dem, was wir vor einem Menschenalter glorreich errungen haben, steht dennoch hinter dem Vorbeer Moltkes nicht zurück. Roon hat nicht Schlachten befehligt, hat nicht den Heeren ihre Operationen vorgeschrieben, aber er hat die Heere geschaffen, mit denen wir unsre Kriege führen konnten. Der tadellos arbeitende Heeresorganismus, der für Moltkes Berechnung die erste und sicherste Unterlage bildete, war Roons Werk. Dem Verfasser dieser Zeilen sagte Vogel von Falckenstein, der Führer der Mainarmee, im Jahre 1867: „Das Großartigste in diesem Kriege waren in meinen Augen die Leistungen des Kriegsministeriums.